



Am deklarierten Weltkulturerbe lässt sich brutale Entschlossenheit gut demonstrieren: Verwüstungen an den Resten des antiken Palmyra durch Kämpfer des „Islamischen Staats im Irak und Syrien“, Frühjahr 2016. Foto Picture Alliance

Statuen sterben auf verschiedene Weisen

Ausgelöscht: Hermann Parzinger durchquert kenntnisreich die lange Geschichte der Kulturzerstörungen.

Die Geschichte der Kulturzerstörungen, die Hermann Parzinger – Archäologe, Gründungsintendant des Berliner Humboldt-Forums und Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz – vorgelegt hat, verweist schon mit ihrem Titel „Verdammt und vernichtet“ auf zwei Formen der dargestellten Zerstörungen: einerseits die Vernichtung von Bauwerken, Bildern, Statuen, Denkmälern und Monumenten, andererseits die damnatio memoriae, die vor allem die Erinnerung an bestimmte Personen – von Echnaton bis Stalin – auslöschen soll. Gleich in seiner Einführung betont Parzinger, keine Vollständigkeit angestrebt zu haben, sondern die Analyse exemplarischer Fälle.

Im Mittelpunkt der Darstellung stehen intendierte Zerstörungen. Nur was bewusst geplant wird, kann auf mögliche Motive bezogen werden: Schon auf den ersten Seiten werden neben der Geltungssucht die Ziele der Bestrafung, der Rache, der politischen Vernichtung und des religiösen Eifers erwähnt. Als Beispiel für die Geltungssucht wird etwa Herostratos genannt, der antike Brandstifter, der den Artemis-Tempel von Ephesos anzündete, um dauerhaften Ruhm zu erlangen; als Beispiel für einen politischen Vernichtungswillen fungiert die Zerstörung Karthagos. Die beiden Beispiele demonstrieren auch zwei Varianten der Kulturzerstörung: Denn der Begriff lässt sich einerseits beziehen auf die Vernichtung kultureller Objekte und Artefakte, andererseits auf die Vernichtung von Lebensformen, kollektiven Erinnerungen, Traditionen und Selbstverständnissen. Offen bleibt dabei die Frage, wie die Verbringung von Kunstwerken und Kulturgütern in andere Länder – nach Kriegen und Eroberungen – bewertet werden soll. Im Zuge systematischer Kunstraubzüge etwa werden die materiellen Zeugnisse einer Kultur nicht zerstört – im Gegensatz zu den Kulturen, die sie hervorgerufen haben.

Parzingers Buch orientiert sich an der Chronologie. Den Beispielen aus dem Altertum, vom alten Ägypten bis zur Zerstörung des Tempels von Jerusalem und den Umbrüchen in der Spätantike, folgen Kapitel zu den Ikonoklasten in Byzanz während des achten und neunten Jahrhunderts, zu den hussitischen und reformatorischen Bilderstürmen im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit, bevor die Bildzerstörungen der Französischen Revolution kommentiert werden, die spätestens nach der Hinrichtung Robespierres von einer Kunstpolitik der Bewahrung, Pflege und Musealisierung abgelöst wurden. Damals wurden die ersten Denkmäler-Kommissionen, unter Beteiligung von Kunstexperten, Architekten oder Malern, eingerichtet; Parzinger spricht von der „Geburtsstunde des Museums in Frankreich“ und dem „Beginn eines neuartigen und umfassenden Verständnisses von kulturellem Erbe“. Somit habe der Bildersturm der Französischen Revolution Entwicklungen ausgelöst, an deren Ende die Museen standen.

Der zweite Teil des Buchs befasst sich mit Kulturzerstörungen, die nicht mehr allein auf die Artefakte materieller Kultur gerichtet waren, denn diese Artefakte wurden häufig genug in europäische Museen

transportiert, sondern auf die Auslöschung von Kulturen im erweiterten Sinne: von der Vernichtung der aztekischen Kultur bis zur Eroberung des Königreichs Benin im subsaharischen Afrika. Im Zeitalter des Kolonialismus wurden exterminatorische Strategien allmählich mit den Praktiken des systematischen Kunststraubs verschmolzen, was schon Alain Resnais und Chris Marker in einem Filmessay von 1953 beklagten. Dieser Film, nach der Uraufführung in Cannes verboten und in Paris erstmals 1968 gezeigt, trägt den Titel: „Les Statues meurent aussi“ (Auch die Statuen sterben). Er handelt von afrikanischer Kunst und beginnt mit den Sätzen: „Wenn die Statuen sterben, werden sie Kunst. Es ist diese Botanik des Todes, die wir Kultur nennen.“ Ein solcher Prozess sei mehrdeutig: Was er zu retten scheint, entleert er zugleich. Er bewahrt die Spuren entlegener Vergangenheit; doch inventarisiert er oft nur die Objekte, die ihren lebendigen Kontext verloren haben. „Wenn wir verschwinden“, so heißt es im Script Chris Markers, „werden unsere Objekte eingeschlossen an dem Ort, an dem wir schwarze Dinge senden: das Museum.“

Weitere Kapitel bei Parzinger befassen sich mit der Oktoberrevolution und Stali-

nismus, mit der Vernichtung der jüdischen Kultur durch das NS-Regime, mit der chinesischen Kulturrevolution, der Diktator Pol Pots und der Roten Khmer in Kambodscha. Der weitgespannte Bogen führt danach zu den islamistischen Ikonoklasten im Bamiyan-Tal und in Palmyra.

In seinem Ausblick betont Parzinger den engen Zusammenhang zwischen Genozid und Kulturvernichtung. „Systematische Kulturzerstörungen“ seien „fast regelmäßig mit Völkermord verknüpft, und der Satz ist umkehrbar“. Und er stellt fest, was die Vielzahl der dargestellten Beispiele quer durch Geschichte und Weltregionen zu einer ebenso informativen wie bedrückenden Lektüre macht: die Geschichte bewusster Kulturzerstörungen sei „wohl noch nicht zu Ende geschrieben“.

THOMAS MACHO



Hermann Parzinger: „Verdammt und vernichtet“. Kulturzerstörungen vom Alten Orient bis zur Gegenwart.
C.H. Beck Verlag, München 2021.
368 S., Abb., geb., 29,95 €.

Was bestehen will, wird ins Gleiten gebracht

In der Nische fällt ihr mehr ein als immer nur Gemüse: Teresa Präauers Prosasammlung „Das Glück ist eine Bohne“

Eine kleine, am Absatzende versteckte Parenthese ist es, die den Weg ins Herz dieses Buches öffnet. Ein Ich bekundet, dass es „gerne die Namen aller Blumen“ kennen würde. Die „große Flora“ sieht es als die Aufgabe, die ihm noch bevorsteht, eine Aufgabe, die auf das Ich wartet und an der es bestmöglich verzweifelt. Und dann kommt sie, die Klammer: „(Texte entstehen daraus.)“ Zu finden ist dieses Geständnis in einem 2020 erstmals veröffentlichten „Werkstattgedanken“ Teresa Präauers, einer scheinbar beifälligen Schreibübung, die nun, an einen anderen Ort verpflanzt, neu lesbar wird.

Wer Präauers nun erschienene Sammlung „Das Glück ist eine Bohne“ aufschlägt, der wird exakt jene konzeptuelle Verzweiflung an der Blütenlese entdecken können. Nicht organische Folge, sondern bestenfalls Arrangement gruppiert die Prosastücke. Somit findet dieser Band sein ästhetisches Muster am ehesten im Stilleben, etwa Ambrosius Bosschaerts Blumenbouquet in einer Nische, das Rosen und Tulpen ungeachtet ihrer unvereinbaren Blütezeiten gemeinsam ins Bild setzt. Präauers Ekphrasen kommt hierüber zum Schluss, dass „der natürliche Strauß in Wirklichkeit ein unmöglicher Strauß“ sei. Und da ihre hier nun ebenfalls in einem Buchblock von dreihundert Seiten gemeinsam zusammengebundenen Texte immer auch über sich selbst sprechen,

möchte man konzedieren: Es sieht aus wie Wildwuchs, aber erst im Nebeneinander entdeckt man die Künstlichkeit, aus der sich diese Autorin immer wieder zu Natur und Alltag vorarbeitet.

Von Bosschaerts Stilleben hat Präauer indessen nicht nur das Bouquet, sondern auch die Selbstverortung geerbt. „Das Glück ist eine Bohne“ sucht nicht die gro-



Teresa Präauer: „Das Glück ist eine Bohne“. Erzählungen.
Wallstein Verlag, Göttingen 2021. 312 S., geb., 24,- €.

ße Bühne, sondern die Nische. Genau genommen handelt es sich um eine Sammlung dessen, was eine Schriftstellerin schreibt, um eine Schriftstellerin bleiben zu können. Man könnte deswegen auch von Angestelltenprosa sprechen, Klänge es nicht despektierlich und würde der Begriff nicht auch verfehlen, was hier eigentlich geschieht. Das Genre, an dem Teresa Präauer arbeitet, ist nämlich die Marginalie – nicht einfach nur eine kleine Form.

Wer ihre im „Volltext“-Magazin erscheinende Reihe „Präauer streamt“ kennt (aus der es einige Beiträge in den Band geschafft haben), wird mit dem Arbeitsver-

fahren bereits vertraut sein: Präauer liest ihre Texte oft am Rande der grellen Erzählung, die man Popkultur nennt – eine Kulisse, die grell und laut in den Vordergrund drängt, so dass die Literatur, die über sie nachdenkt, ihre Stimme erst einmal zu behaupten hat.

Präauer weiß jedoch, dass es im Zweifel nicht darauf ankommt, Themen zu setzen und Ikonen zu bilden, sondern auf das Freilegen des kulturellen Programms, das die Töne und Bilder an die Oberfläche spült. Die ebenso bunte wie flüchtige Gegenwart ist ihr weniger Objekt als vielmehr Vorwand: ein Vorwand zum Supplement, zum Erzählen im Nachsatz. So hält sie bisweilen inne vor einem „Internetfilmchen“, einer BBC-Dokumentation über Carmen Miranda etwa oder einem Musikvideo von M.I.A. („Bad Girls“), viralen Phänomenen, oft ohne Namen, Ort und Zeit. Und dann kommt zum Tragen, was nur die Literatur vermag: Sichtbar werden die überzeitlichen Phantasmen, die Kodierungen am Grunde des Flimmerns, der Tanzformationen, Stilkonventionen, Redeweisen.

Die Stärke der Marginalie erweist sich darin, dass sie niemals zynisch wird, dass sie genau bleibt, gerade dort, wo einem nichts anderes übrigzubleiben scheint. Ob amerikanische Datingshows oder Yoga im Livestream von Servus TV, ob Après-Ski, Kleinkindtopmodel-Wettbewerbe oder Nagelstudiobesuche: die Lite-

ratin beobachtet, notiert und assoziiert. Mühelos fügt sich ein Foto von Kim Kardashian zu Georges Didi-Huberman und zerfließt nach und nach in eine Geschichte des Steißes. Kühl öffnet Präauer die „Style Bible“, die jedes Jahr beim Wiener „Life Ball“ die Kostümpressen vorlegt, und spannt dabei den Bogen zwischen Gustav Klimts „Tod und Leben“ und Conchita Wurst.

Es geht jedoch auch umgekehrt. Ein Text wie „Als Britney uns besuchen kam“, der die Figur der Sängerin Britney Spears beiläufig als eine unbekannte Bekannte zusammensetzt, Songtexte als Rohmaterial nutzt und den Gast am Ende mit Decke, Thermoskanne und ein paar Keksen wieder aus der Erzählung entlässt, weist die Richtung. In Zeiten der Subjekt sucht eignet der Prosa die Kraft der Nüchternheit, mit der sich das scheinbar Einmalige, das Verklärte und Verkitschte wieder in Handlung verwandeln lässt. Insofern hat man es hier im allerbesten Sinne mit „Gebrauchsliteratur“ zu tun – lässt Präauer doch Kultur in ihren täglichen Artikulationsformen so erscheinen, wie wir sie gebrauchen. Wenn man so möchte, liest sich „Das Glück ist eine Bohne“ wie eine Chronik unserer Projektionen von Kulturalität, die sich von Marcel Duchamp bis zu Wolfgang Petry, von T-Shirt-Aufschriften bis zu Walter Benjamin, von Borges' Universalbibliothek bis zur „Gala“ erstrecken. Das Auge der Pro-

saikerin richtet nicht, sondern bleibt beharrlich auf die Mechanik gerichtet, die uns all dies produzieren und konsumieren lässt. Sie interessiert sich für die Zurichtung mehr als für den wie auch immer gearteten ideellen Gehalt, für erspürte oder behauptete Identitäten.

Homogen ist das nicht und kann es auch nicht werden. Ab und an tauchen aus dem Fluss der Geschichten doch deutlich programmatische Einlassungen auf, zum Kairos der Kunst, zur Unerträglichkeit des Schönen, zum Begriff der Landschaft. In diesen Momenten schimmert im Hintergrund die Ahnenschaft dieses Schreibens auf; nicht nur einmal fühlt man sich an Robert Walser erinnert, an ein Erzählen am Graphem entlang, dem das Schreibmaterial, das Papier, mindestens genauso viel bedeutet wie die Schriftspur darauf. Kindheitstexte, Reisetexte, Erinnerungsbroschen und Kunstreflexion – all das findet hier ebenso seinen Platz wie die doch verblüffend klassisch gehaltene Short Story „Der Lauf der Dinge“, die den Band eröffnet.

Ihre Bedeutung im Horizont der zeitgenössischen Literatur kommt Teresa Präauer deswegen zu, weil sie immer Prozess will. Was stehengeblieben ist, was sich behaupten will, wird ins Gleiten gebracht. Überall, wo sie hinschaut, in jeder Nische arbeitet es. Beiwerk mag das sein, harmlos kommt es daher. Aber ein wohltuendes Gift bleibt es. PHILIPP THEISOHN

Verlässlich einzigartig

Anja Röcke analysiert Konzepte der Selbstoptimierung

Mittlerweile wird gern vor dem Ziel permanenter Selbstoptimierung gewarnt, vor dem Glauben, seine kognitiven und körperlichen Fähigkeiten durch den Konsum von Psychopharmaka und Aufputzmitteln, durch den Einsatz von Geräten zur Selbstvermessung oder sogar durch gentechnische Eingriffe verbessern zu können. Dergleichen treibe immer mehr Menschen als Folge wachsenden Leistungsdrucks in Burnout oder Depression. Doch trotz solch düsterer Winke erhoffen sich vor allem Jüngere, Männer wie Frauen, von Selbstoptimierung bessere Chancen im beruflichen Konkurrenzkampf, Fitness, Gesundheit, auch Steigerung des Selbstwertgefühls, wenn sich schnelle, messbare Erfolge einstellen.

Wodurch aber unterscheidet sich Selbstoptimierung von anderen Methoden, intellektuelle, mentale oder physische Kompetenzen zu verbessern, etwa Praktiken der Selbstdisziplinierung und Selbstkontrolle, wie sie in vielen Religionen entwickelt und seit langem in der Ratgeberliteratur zur Kunst des guten Lebens empfohlen werden? Antwort auf diese Frage verspricht die Berliner Sozialwissenschaftlerin Anja Röcke in ihrer „Soziologie der Selbstoptimierung“.

Selbstoptimierung wird von Röcke reichlich abstrakt definiert „als eine Form kompetitiver Subjektivität, die in wachsendem Maße auf quantifizierbaren Formen des sozialen Vergleichs beruht“. Spezifisch seien die konsequente Orientierung am individuellen Erfolg, das Fehlen eines religiösen, oft auch eines spirituellen Bezugs. Das Streben, sich immer auf Neue zu optimieren, schließe die Möglichkeit aus, jemals ein Optimum zu erreichen. Selbstoptimierung werde zur neuen Bürgerpflicht, vor allem bei den in „Kreativbranchen“ arbeitenden Angehörigen der akademisch ausgebildeten urbanen Mittelschicht.

Röckes Arbeit ist der Versuch der genealogischen Rekonstruktion des seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in der Soziologie und Psychologie aufkommenden Begriffs der Selbstoptimierung, keine empirische Studie. An aussagekräftigen Zahlen zur Verbreitung diverser Psychotechniken, zum Konsum leistungssteigernder Drinks oder Tabletten, zu Schönheitsoperationen und minimalinvasiven Eingriffen mangelt es ohnehin. Überzeugend ist die Darstellung, wenn Röcke die Differenzen zu verwandten Begriffen und Ideen analysiert, etwa zu Foucaults Arbeiten über Lebenskunst und Selbstsorge in der Antike, zu Max Webers Analysen kapitalistischer Rationalisierung oder auch zu Idealen humanistischer Bildung.

Bei Praktiken der Selbstoptimierung wechselt häufig das Ziel, das man erreichen möchte, denn wer erfolgreich sein will, muss flexibel sein und erkennen, was der Markt verlangt. Unveränderlich ist nur die Konkurrenz um Anerkennung in der modernen Arbeitswelt. Wie Andreas Reckwitz – in „Die Gesellschaft der Singularitäten“ und „Das Ende der Illusionen“ – interpretiert Röcke die Maxime der Selbstoptimierung als spannungsreiche Synthese zweier Traditionen, des klassisch-bürgerlichen Leistungsethos und des von der Romantik inspirierten Wunsches nach Authentizität und Selbstverwirklichung. Nicht die beflissene Erfüllung von Pflichten verbessert die Chancen auf sozialen Aufstieg und Anerkennung, sondern die Fähigkeit, sich selbst als kreativ darzustellen, sich von Konkurrenten abzuheben, zugleich aber alle Erwartungen erfüllen zu können.

Utopien oder Dystopien der eugenischen Züchtung eines neuen Menschen, wie sie nicht erst seit Nietzsche durch die Kulturgeschichte geistern, werden von Röcke nur am Rande erwähnt, so auch die Debatten um Chancen und Risiken der Präimplantationsdiagnostik, gentechnische Manipulationen am Erbgut und „Designerbabys“. Dennoch bietet ihre akademische Fleißarbeit – eine nüchterne Analyse und nicht, wie oft bei diesem Thema, ein kulturkritisches Lamento – einen guten Überblick über die Diskussion zu sozialen und psychischen Aspekten der Selbstoptimierung. GERD SCHRADER



Anja Röcke: „Soziologie der Selbstoptimierung“.
Suhrkamp Verlag, Berlin 2021.
250 S., br., 20,- €.